

Dieter Heisig

„Gelingendes Leben - aus gesellschaftlicher Sicht“

Referat zur Tagung der Konferenzen Evangelischer und Katholischer Seelsorger und Seelsorgerinnen an den Vollzugsanstalten in NRW

gehalten in der Wolfsburg / Mülheim a.d.R.

12.2.2020

(es gilt das gesprochene Wort)

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

mein Name ist Dieter Heisig. Ich bin 65 Jahre alt, aufgewachsen in Münster; studiert habe ich in Münster, Heidelberg und Marburg. Nach meiner Zeit als Gemeindepfarrer war ich ab 1985 als Industrie- und Sozialpfarrer im Evangelischen Kirchenkreis Gelsenkirchen und Wattenscheid tätig. Seit Januar dieses Jahres bin ich nun im Ruhestand.

Der Schwerpunkt der Arbeit im Industrie- und Sozialpfarramt waren die sozialen Fragen; die gesellschaftliche Verantwortung der Kirche; die politische Diakonie.

In vielen Landeskirchen war dieser Dienst anders benannt: „Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt“ - und tatsächlich war ja das Thema Arbeit für mich in meiner aktiven Zeit als Industrie- und Sozialpfarrer eines der „Kernthemen“ der „Kernkompetenzen“, wie man heute in der Wirtschaft zu sagen pflegt.

Es gab und gibt bis heute immer wieder Diskussionen um die korrekte Bezeichnung dieses Arbeitsfeldes. Dabei steht auch die Frage im Raum, ob es eigentlich sachgerecht sei, einem einzigen Thema ein ganzes kirchliches Arbeitsfeld zuzuordnen? Und schließlich: es kommt nicht von ungefähr, dass sich die Bezeichnungen heute in vielen Fällen gewandelt haben und man hier eher vom Arbeitsfeld der „gesellschaftlichen Verantwortung der Kirche“ spricht.

Aber trotz aller Veränderungen: „Arbeit“ ist bis heute der Kernbereich dieses Tätigkeitsfeldes geblieben. Leider seit Jahrzehnten aber auch schon der thematische Gegenpol: Arbeitslosigkeit.

Und auch wenn die Anzahl der öffentlichen Stellungnahmen zu diesen Themen z.Zt. etwas zurückgegangen ist – sie wird auch wieder zunehmen. Ich bin mir sicher, dass der öffentliche Diskurs sich dem Thema „Arbeit“ auch wieder verstärkt zuwenden wird.

Das hat unterschiedliche Gründe: aber denken Sie nur an die Fragen nach den Folgen von Digitalisierung, an die Einschätzungen von Künstlicher Intelligenz oder schlicht an die Auswirkungen der nächsten Konjunkturkrise.

Damit ist ja schon eine erste Vermutung geäußert; eine erste Feststellung – oder eher ein erstes Vorurteil? Nämlich dass „Arbeit“ zumindest ein ganz wichtiges, wenn nicht sogar „das“ Element für gelingendes Leben in unserer Gesellschaft ist.

Und auf den ersten Blick spricht ja auch Vieles für die Einschätzung, dass mit dem Begriff der „Arbeit“ fast so etwas wie eine Antwort auf die Frage formuliert wird, was denn nun aus gesellschaftlicher Sicht gelingendes Leben ausmacht.

Und in der Tat: es würden doch auch viele Menschen, die mit dieser Frage konfrontiert werden, genau im Sinne von „Arbeit“ antworten. Und natürlich: diese Antwort ist ja nicht einfach so aus der Luft gegriffen,

– denn wer arbeitet, ermöglicht sich vieles von dem, was sich ein Mensch ohne Arbeit nicht leisten kann. Und sich etwas leisten können; keine, zumindest keine materiellen Sorgen mehr haben zu müssen; den Kindern etwas hinterlassen zu können; sind das nicht tatsächlich auch wichtige Aspekte dessen, was bei uns unter „gelingendem Leben“ mit verstanden wird?

– Arbeit vermittelt dem Menschen Anerkennung. Denken Sie mal daran, wie groß der Anteil der Rückblick auf das Arbeitsleben ist, wenn jemand nach seinem/ihrem Tod in Nachrufen gewürdigt wird; oder: wir alle kennen doch die Situation, wenn sich Menschen gegenseitig vorstellen und dann auch weiter ins Gespräch kommen: „Na, und was machen Sie/ machst Du so“? Damit ist natürlich meist die berufliche, die Arbeitssphäre angesprochen. Oder denken sie an die inzwischen so beliebten rankings – sie gibt es ja auch z.B. zur Frage nach dem unterschiedlichen Ansehen der verschiedenen Berufe

- und schließlich: Arbeit ist für unsere gesamte Gesellschaft zur Reproduktion einfach notwendig

Also kein Wunder, wenn aus gesellschaftlicher Sicht die Arbeit diesen herausragenden Stellenwert für eine mögliche Antwort auf unsere Leitfrage darstellt.

Und doch: leider ist es ja nicht ganz so einfach.

Denn es geht ja schon los bei der Frage: reden wir eigentlich alle von denselben Dingen, wenn wir in den Chor derer einstimmen, die sagen: na klar, Arbeit ist das Kernstück für gelingendes Leben.

Bei genauerem Hinschauen wird schnell deutlich: wir müssen da differenzieren.

Und spätestens seit eine Reihe von Büchern zu diesem Thema erschienen ist, die Titel tragen wie :“Das Ende der Arbeit“ (Jeremy Rifkin, 1995); „Schöne neue Arbeitswelt“ (Ulrich Beck, 1999); „Arbeit zwischen Misere und Utopie“ (Andre Gorz, 1997) ; also spätestens seit über 20 Jahren können wir uns nicht mehr mit so einfachen Antworten begnügen, wie der, dass mit der Arbeit eine notwendige oder sogar hinreichende Bedingung für gelingendes Leben gegeben sei.

Denn es ist doch überhaupt nicht mehr eindeutig klar, was Arbeit denn nun bedeutet, wenn wir von ihr reden.

Da tun sich Fragen auf, wie z.B.: ist Arbeit immer gleich bezahlte Erwerbsarbeit? Was ist mit Familienarbeit, mit gesellschaftlicher Arbeit?

Und dann eben auch das Gegenteil: ist jemand, der arbeitslos ist, dann dazu verdammt, ein Leben zu führen, das nicht als gelungen bezeichnet werden kann?

Und ist überhaupt jemand per definitionem arbeitslos, wenn er/sie keiner bezahlten Erwerbsarbeit nachgehen kann?

Ich habe in den letzten 30 Jahren oft diese Fragestellungen vor mir gehabt – und eben nicht nur als theoretische, als eine Beschäftigung mit vielen Büchern und deren schlaun Autorinnen und Autoren, sondern in Form von Menschen, denen ich begegnet bin, die z.B. tatsächlich schon lange keine bezahlte Erwerbsarbeit mehr hatten und die deshalb auch den Kontakt zu uns suchten, weil sie sich Hilfe und Unterstützung erhofften.

Aber da waren auch diejenigen, die unter zu viel Arbeit gelitten haben oder denen die Arbeitsbedingungen ihre Gesundheit ruinierten.

Und da waren diejenigen, die sich über die Eintönigkeit ihrer Arbeit beklagten, aber auch diejenigen, die tatsächlich sehr glücklich waren über die Bedingungen und Inhalte ihrer Arbeit.

Wenn ich mir also die so verschiedenen Situationen und Lebensbedingungen dieser unterschiedlichen Menschen vor Augen halte, dann bin ich sehr vorsichtig mit der Einschätzung geworden, was denn nun eigentlich zum gelingenden Leben gehört und was nicht.

Und ebenso skeptisch bin ich bei der Einordnung dieser Frage in eine einfache Ursache - Wirkung Struktur zwischen Arbeit und gelingendem Leben

Eben weil ich sie erlebt habe: die, die trotz fehlender Erwerbsarbeit niemals davon gesprochen hätten, dass ihr Leben kein gelingendes sei; aber eben genauso diejenigen, die sich bitter darüber beklagten, dass die fehlende Erwerbsarbeit ihnen ein gelingendes Leben unmöglich mache.

Ich räume gerne ein, dass die Zahl derjenigen, die sich ohne Arbeit (ich benutze der Einfachheit halber diesen Begriff mal als identisch mit „ohne bezahlte Erwerbsarbeit“) also der sogenannten Arbeitslosen, dass die sich eher abgehängt sahen und alles andere als ein gelingendes Leben für sich sehen konnten und dass sie größer war als die Zahl derer, die hier keinen zwingenden Zusammenhang für sich sahen.

Und da tun sich ja schon die nächsten Fragestellungen auf, denn: wer beurteilt eigentlich diese Zusammenhänge; und: sind das nicht manchmal schlicht Schubladen, in die Menschen verfrachtet werden?

Und was muss auch im Zusammenhang mit dem Begriff der „gesellschaftlichen Sicht“ eigentlich alles mit bedacht werden und

was ist das eigentlich, dieser schillernde Begriff vom „gelingenden Leben“?

Zunächst also zur gesellschaftlichen Sicht der Dinge:

bei der Vorbereitung meines Beitrages für heute Nachmittag bin ich zunächst ziemlich schnell hängen geblieben bei der Struktur der Tagung. Denn mir fiel auf, dass heute Morgen ja schon das Nachdenken über „gelingendes Leben aus theologischer Sicht“ auf der Tagesordnung stand. Und natürlich kann man das so machen und vielleicht muss man es auch aus Gründen der besseren Systematisierbarkeit der Diskussion so machen.

Aber eigentlich ist ja die Trennung in die theologische und die gesellschaftliche Sicht keine ganz einfache und bedarf sicherlich auch einer gemeinsamen Klammer.

Denn es gibt keine „reine Theologie“ ohne die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse und das gilt dann natürlich auch für unsere heutige Fragestellung.

Aber eben auch umgekehrt: die Theologie leistet ja auch einen eigenen Beitrag zu den gesellschaftlichen Diskussionssträngen – und im besten Fall beeinflusst sie sie auch.

So eine Aufteilung, eine Trennungslinie ist ja in gewisser Weise eine durchaus künstliche. Das habe ich in meiner Tätigkeit als Industrie- und Sozialpfarrer zumindest immer so gesehen und verstanden.

Auch wenn ich häufiger gefragt wurde: sag mal, ist das überhaupt die Tätigkeit eines Pfarrers, das, was Du da so machst – ist das nicht eher Sozialarbeit, politische Arbeit?

Für diese Frage gäbe es Vieles zu bedenken, aus theologischer, aber auch aus historischer und soziologischer Sicht.

Ich will diesen spannenden Frage hier nicht weiter nachgehen – aber ich wollte schon deutlich machen, dass zumindest in meinem Denken und Handeln hier nicht die große Trennungslinie zu ziehen ist.

Damit will ich nun auch keine grundsätzliche Kritik am Aufbau der Tagung üben, denn natürlich weiß ich darum, dass eine solche Strukturierung das gemeinsame Bedenken der Fragen sehr erleichtert.

Und im Übrigen: auf der Ebene der beruflichen Praxis als Pfarrer/in, als Seelsorgerin, als Mensch der Kirche ist die Reflexion der theologischen Aspekte unserer jeweiligen Arbeit natürlich nicht nur dran, sondern sie ist unverzichtbar und ich wünschte mir, dass diesen Fragestellungen mehr Raum bei den vielen Fortbildungsangeboten eingeräumt würde. Denn wo, wenn nicht hier, bei solchen Veranstaltungen, gäbe es die Gelegenheit, sich über die Grundlagen unserer besonderen beruflichen Praxis auszutauschen, sie zu diskutieren und sie dann auch bestenfalls in eine operative Ebene zu bringen.

Von daher kann ich mich also trotz dieser Bemerkungen auch gut auf eine gesonderte Fragestellung, die hier zwischen gesellschaftlicher und theologischer Sicht der Dinge differenziert, einlassen.

Deshalb also zurück zur Überschrift für meinen Beitrag, wie sie mir für heute mitgegeben wurde: zur gesellschaftlichen Sicht gelingenden Lebens.

Wo kommt die her? Wer macht die? Wie erfahre ich von ihr? Wie beeinflusst sie mich? Wann und wie ändert sie sich? Gibt es so etwas wie eine aktive und eine passive (im Sinne von wirklich erleidender) Teilnahme an der gesellschaftlichen Sicht auch in dieser Fragestellung?

Zumindest ist klar: die gesellschaftliche Sicht ändert sich fortwährend. Das ist ein Prozess, der sich mal schneller und mal langsamer vollzieht. Oder genauer: er vollzieht sich nicht, sondern er wird vollzogen – oder besser: wird gemacht.

Generell gesagt von denjenigen, die den jeweils aktuellen gesellschaftlichen Diskurs gestalten.

Und das sind dann zunächst mal die, bei denen es offensichtlich ist: die Medien; die sogenannten gesellschaftlich bedeutenden Personen; Repräsentanten; Wissenschaftlerinnen; da sind heute aber auch die sogenannten Influencer/innen und aktuell ja auch leider die, die inzwischen ihr rassistisches und nationalistisches Süppchen kochen, um die gesellschaftliche Sicht der Dinge zu gestalten.

Und gerade auch für unser Thema hat das eine besondere Bedeutung: denn wieso wird z.B. hier in solchen Zusammenhängen bei Kriminalstatistiken so vehement darauf bestanden, ethnische und nationale Daten zu erhalten? Solche Informationen mögen ja für manche Fragestellungen tatsächlich bedeutsam sein – aber so, wie es heute manchmal geschieht, geschieht es doch oft auch in der Absicht, die gesellschaftliche Sicht in eine Richtung zu prägen, die die Menschen unterscheidet, in Deutsche und Nicht Deutsche, in Schwarze und Weiße u.a.m.

Und gerade der Bereich von Gesetzesübertretungen und Straffälligkeit ist hier für diejenigen von besonderem Interesse, die damit ihre politischen Interessen voran bringen wollen. Denn genau dieser Bereich ist ja einer derjenigen, bei dem sich jeder/jede auch in der Öffentlichkeit als vermeintliche Expertin fühlen kann und infolge dessen sich auch berufen fühlt, hier Wegweisendes in die gesellschaftliche Diskussion einzubringen.

Natürlich: es ist ja auch fast jeder/jede betroffen bei den vielen Fragen im Zusammenhang mit Gesetzesübertretungen. Und natürlich fühlt sich deshalb schon jede/jeder legitimiert in die öffentliche Diskussion einzugreifen – ja, und er/sie ist es in gewisser Weise ja tatsächlich auch. Das ist grundsätzlich in Ordnung und auch wünschenswert für eine demokratische Gesellschaft.

Eine persönliche Betroffenheit gilt sowohl für die individuelle Sicht auf die Dinge als auch auf die kollektive, die gesellschaftliche.

Dazu ein Beispiel aus meiner jüngsten persönlichen Vergangenheit: Wir hatten inzwischen den vierten Wohnungseinbruch zu Hause. Da kommen persönliche Aspekte der individuellen Ebene zum Tragen, denn ein Einbruch wird natürlich als Eingriff in die Privatsphäre erlebt. Aber auch die gesellschaftliche Seite meldet sich nach 4 Einbrüchen: da liegen Fragen nahe, wie zum Beispiel: sind in Sachen Einbrüche nicht schärfere Strafen nötig; oder: hilft hier Prävention in Form von Erziehung und Sozialarbeit u.a.m.?

Aber wie gelangen dann solche, zunächst oft eher individuellen Erfahrungen, in den gesellschaftlichen Diskurs? Das ist die eine Seite des Fragehorizontes.

Aber da gibt es ja auch noch die andere Seite eines Zuganges zu solchen Fragen; zum Beispiel: Was hat jemanden dazu gebracht, die Regeln zu missachten? Wo verlaufen hier eigentlich die Grenzen, z.B. bei der Frage von Gewaltanwendung oder der eines eindeutigen Unrechtsbewusstseins?

Und dann gibt es noch weitere Fragen, wie z.B.: was bedeutet eigentlich für einen Menschen die Situation einer Gesetzesübertretung. Wie erlebt er/sie hier die gesellschaftliche Einschätzung, gerade wenn sie sich zum Teil auch noch laufend ändert?

So z.B. bei der Wertung von Gewalt in der Ehe (als einem „klassische“ Beispiel) oder vom Drogengebrauch- und/oder -missbrauch? Da waren und sind die Dinge doch immer wieder im Fluss.

Für die Frage nach einer gesellschaftlichen Sicht gäbe es sicher noch viel Grundlegendes zu bedenken – festzuhalten bleibt aber in jedem Fall:

Es ist immer der Zusammenhang von individuell und kollektiv zu beachten - zwischen dem Einzelnen/ der Einzelnen und der Gesellschaft.

Und daraus resultierend:

Es handelt sich hier um einen Prozess, der sich wandelt und der deshalb auch jeweils neu betrachtet werden muss.

Nun zum anderen Begriff in der Leitfrage für meinen Beitrag: das gelingende Leben!

Was ist das eigentlich? Was war es in früheren Zeiten? Was ist es heute?

Darüber haben sich ja seit der Antike kluge Köpfe viele Gedanken gemacht. Es ging dabei und es geht bis heute immer um vielfältige Fragestellungen wie:

Ist gelingendes Leben identisch mit Glück, mit glücklichem Leben? Oder ist es ein Teil davon? Was müsste dann aber noch dazu kommen?

Was definiert eigentlich gelingendes Leben? Was macht im Leben eigentlich das Gelingen aus?

Gibt es Notwendigkeiten, Voraussetzungen für gelingendes Leben? Und was verhindert gelingendes Leben?

Nun ist die Zusammensetzung von „Leben“ und „gelingen“ eher eine neuere Konstruktion.

Für den modernen Menschen ist es eher eine Selbstverständlichkeit, dass ich zu meinem Leben, soll es gelingen, etwas dazu tun kann oder gar muss. Denn im Gelingen steckt schon vom Begriff her etwas aktives: etwas gelingt mir oder eben es misslingt mir – aber in jedem Fall habe ich ein Ergebnis, das sehr stark von meinen Aktivitäten geprägt ist.

Diese Vorstellung war Menschen der Antike wohl eher fremd. Sie hätten wahrscheinlich eher davon geredet, dass es darum gehe, das Leben zu finden: dass es also nicht so sehr von meiner Geschicklichkeit oder meinem Können oder eben Versagen abhängt, ob es für mich ein gelingendes Leben gibt, sondern diese Begrifflichkeit wurde damals eher damit umschrieben, dass es in erster Linie darum gehe, das „gute“ Leben zu finden.

Und schon stellt sich damit die Frage etwas näher eingegrenzt: ist gelingendes Leben identisch mit gutem Leben? Oder ein Teil davon?

Und: was kann ich dazu tun? Ist es allein meine Aufgabe? Wer ist, wie man heute gerne sagt, eigentlich „zuständig“ für ein gelingendes Leben?

Da haben wir doch unsere Systeme mit Erzieherinnen, Lehrern, Sozialarbeiterinnen, Pfarrern, Beraterinnen, coaches etc.

Wenn also nicht nur ich allein für ein gelingendes, zumindest für „mein“ gelingendes Leben verantwortlich bin, wenn wir dazu ja auch die gesellschaftlichen Instanzen und Institutionen haben, dann wird zunächst eindeutig klar, dass, wie es im Seminaruntertitel heißt: „gelingendes Leben aus gesellschaftlicher Sicht“, dass das sehr berechtigt so formuliert wurde.

Denn wenn die Gesellschaft gestaltet, dann entwickelt sie natürlich auch eine bestimmte, eigene Sicht auf die Dinge, das ist nicht weiter verwunderlich.

Gelingendes Leben kann also heute auf keinen Fall mehr nur individuell, subjektiv, nur persönlich betrachtet werden.

Und noch einen anderen Aspekt sollten wir zum Thema bedenken, nämlich den, bei dem es nicht nur um die Frage geht, wann gilt ein Leben als gelungen, sondern eben auch um die Frage: in wie weit ist dieses gelingende Leben denn über das einzelne Individuum hinaus beschreibbar – und zwar mit Kriterien, mit Items, mit Bedingungen, die erfüllt sein sollten, damit diese Begrifflichkeit auch mit anderen kommunizierbar bleibt.

Oder wäre es auch ein gelingendes Leben, das ich in meiner Selbstdefinition so bezeichne, obwohl jemand anderes es vielleicht eher mit verkorkst, daneben oder sonst wie bezeichnen würde.

Gut kann man sich das auch mit den entsprechenden englischen Begrifflichkeiten klar machen: da gibt es ja das Wort „luck“ für Glück aber auch das Wort „happiness“. Und sofort scheinen da unterschiedliche Konnotationen auf. Der Wunsch nach „good luck“ will mir doch eher die Situationen, Erfahrungen und Bedingungen wünschen, die mir von außen her zukommen, entweder durch andere Menschen oder eben durch das, was wir im Alltag meist mit glücklichen Zufällen bezeichnen würden. Während das „happy sein“ sogar entstehen kann, obwohl es für viele, für Vieles, von außen betrachtet, alles andere als glückliche Situationen sein könnten. Ob ich mich also „happy“ fühle, das definiere ich letztlich, und zwar unabhängig von den äußeren Ereignissen und Bedingungen.

Ich finde, für unsere Fragestellung sollten immer beide Sichtweisen, die des „happy“ und die von „luck“ mit bedacht werden. Dies entspricht dann auch in weiten Teilen der Unterscheidung in individuell und kollektiv.

Soweit also ein paar Vorüberlegungen zu unserem Thema, damit wir uns ihm nähern können.

Ich hoffe, es ist schon jetzt deutlich geworden, dass wir es hier mit Fragestellungen von fast unendlicher Weite zu tun haben, mit tiefen philosophischen Fragen, aber auch mit Fragestellungen aus der Psychologie und eben auch mit Zusammenhängen aus der Soziologie, womöglich gar noch der Anthropologie und anderen Disziplinen des Nachdenkens.

Deshalb reicht eine solche Tagung natürlich schon rein zeitlich nicht aus, alle Aspekte des Themas ausreichend zu beleuchten und auszutauschen.

Gleichwohl sollen diese Fragestellungen ein wenig behilflich sein in den beruflichen Vollzügen, in denen Sie stecken. Und da mögen ja viele Aspekte interessant sein – aber ob auch alle Überlegungen hier wirklich weiter helfen? Sicher nicht immer. Gleichwohl war es mir wichtig, einige Linien zu benennen, die für unser Thema nicht entfallen sollten.

Denn das sich Nähern aus verschiedenen, eher fundamentalen Fragestellungen und Zugängen heraus – es könnte sehr hilfreich werden, wenn es nun in diesem Zusammenhang auch um Begrifflichkeiten wie Resozialisierung, Strafe, Bewährung u.a.m. geht, also um Themen, die Ihnen aus Ihrer Praxis heraus ja eher vertraut und alltäglich sein werden.

Denn diese und andere Begriffe fallen ja meist sehr schnell in unseren gesellschaftlichen Zusammenhängen, wenn es um das Thema des Strafvollzuges geht.

Aber auch hier bitte genau hinschauen: ist denn tatsächlich immer schon und zu allen Zeiten ausgemacht, was z.B. genauer unter Resozialisierung zu verstehen ist?

Und auch hier wieder: neben der gesellschaftlichen Seite bleibt natürlich auch von der subjektiven, der individuellen Seite her zu fragen, ob es tatsächlich so klar ist, was z.B. Glück, was gelingendes Leben ist. Da reichen die Antworten und Sprüche auf Glückwunschkarten oder Kalenderblättern oder in Glückskekse eben doch nicht aus.

Deshalb also jetzt die konkreteren, die vielleicht für unseren Zusammenhang näher liegenden Aspekte von „Gelingendem Leben aus gesellschaftlicher Sicht im Kontext des Strafvollzuges“

Da scheint mir der Begriff der Resozialisierung der Schlüsselbegriff dessen zu sein, was zumindest der große Teil der Gesellschaft hier nennen würde.

Zum Begriff an sich: Re- Sozialisierung – da schwingt ja dieses: zurück in die Gesellschaft! mit. Heißt im Umkehrschluss dann aber auch, dass jemand in Haft außerhalb der Gesellschaft steht – sonst wäre ja eine RE – Sozialisierung nicht notwendig.

Und in der öffentlichen Diskussion gibt es ja sogar einen eindeutigen Maßstab für den Erfolg, den Grad einer Resozialisierung: das ist die Rückfallquote. Sie wird gemessen, sie kann verglichen werden, so können Verbesserungen oder Verschlechterungen belegt werden.

Das ist ja im Übrigen nicht nur im Strafvollzug so. Heute wird in der Ökonomie, in der Psychologie, in der Sozialwissenschaft etc., überall wird gemessen und verglichen. Kennzahlen sind inzwischen das Schlüsselwerkzeug z.B. in der Ökonomie. Und in gewisser Weise kann ich es ja nachvollziehen, dass man gerne Vergleichbares hätte, vermeintlich Objektives. Gerade auch für die Politik ist es ja inzwischen unverzichtbar geworden, mit solchen Zahlen und Erhebungssystemen zu arbeiten.

Das alles dient ja dazu, das Ziel zu erreichen, das im Strafvollzugsgesetz formuliert wird: es soll nicht einfach weggesperrt werden, sondern die Gefangenen sollen befähigt werden, „künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen“

Wenn es also gelänge, dass niemand mehr in Straftaten verwickelt würde – wäre dann nicht schon ein gelingendes Leben für alle erreicht?

In dieser Breite wird dem wohl kaum jemand zustimmen, zumindest nicht in einer einfachen Gleichung.

Vielleicht wäre es von daher ehrlicher, zumindest im Bereich von Politik und Gesellschaft, das Ganze etwas tiefer zu hängen und nicht davon zu sprechen, dass es ein gelingendes Leben ist, wenn keine Straftaten darin passieren. Ich will dieses gesellschaftliche Ziel ja nicht einfach desavouieren, aber wir sollten schon exakter sein und vielleicht davon reden, dass ein Leben ohne Straftaten eines ist, das nach unseren derzeitigen gesellschaftlichen Maßstäben ein, vielleicht würde man sagen, erfolgreiches ist. Oder zumindest eines, das den verabredeten Spielregeln entspricht.

Aber auch das ist ja schon nur schwerlich zu erreichen, denn die Zahlen sind da eindeutig: ich habe gelesen, dass es eine Rückfallquote von 45% bei den Erwachsenen und 65% bei Jugendlichen in NRW gibt.

Und solche Zahlen bergen natürlich ein Riesenproblem in sich, denn wenn der gesellschaftliche common sense so weit verfehlt wird, dann hält das eine Gesellschaft auf die Dauer nicht gut aus. Das wäre auch in anderen Bereichen so.

Wie also geht eine Gesellschaft damit um, wenn die eigenen Ziele so weit verfehlt werden?

Da gibt es ja zumindest erst mal zwei Wege, damit umzugehen: entweder wir separieren diesen Teil unserer Gesellschaft so weit aus, dass er niemanden weiter stört, weil wir ihn dann nicht einmal weiter zu Gesicht bekommen. Oder wir versuchen, etwas an dieser Situation zu ändern.

Die erste Möglichkeit, das Wegsperrern, möglichst lang und möglichst billig, das ist der Weg, der zwar offiziell als politisch nicht korrekt würde, der aber für mein Empfinden doch in vielen Köpfen und Herzen sehr verbreitet ist.

Eine mögliche Erklärung dafür: ein möglichst billiger Strafvollzug (also kein „Luxusleben im Knast, kein Fernseher etc. – Sie kennen das alle viel besser als ich), das entlastet zumindest wegen der geringeren Kosten zumindest mich als Steuerzahler, so der Tenor. Aber machen wir uns klar: um in dieses Horn stoßen zu können, muss ich eine Grundentscheidung, bewusst oder unbewusst, getroffen haben, die in etwa so lauten könnte: in dem Moment, in dem jemand den verabredeten gesellschaftlichen Konsens verlässt, indem er oder sie z.B. eine Straftat begeht, verliert er auch einen Teil seiner menschlichen Grundrechte, die ansonsten jedem zukommen. Ich muss also zumindest bereit sein, die grundsätzliche Entscheidung zu treffen und zu bejahen, dass unsere Gesellschaft eben nicht jeden und jede gleich behandelt, weil auch nicht jede / jeder zu ihr gehört?

Aber: unsere Verantwortung füreinander: besteht sie nur im Blick auf manche Menschen; oder dürfen wir sie vielleicht getrost aufgeben, wenn es sich zum Beispiel um geflüchtete oder zugewanderte Nichtdeutsche handelt?

Wir kennen das zum Beispiel in Analogie aus dem Bereich von Therapien für Geflüchtete: wieso sollten die „so was Teures erhalten? Hatten wir nach dem Krieg doch auch nicht; wieso sollten wir auch noch so viel Geld einsetzen für Menschen, die gar nicht zu uns gehören, oder für Menschen, die es sich eben früher hätten überlegen müssen, dass sie nicht schwarz fahren sollten..... Wieso sollten wir für Menschen einstehen, die sich doch selbst hinaus katapultiert haben?

Wenn aber die Dinge in dieser Weise diskutiert und öffentlich vertreten werden, dann sind wir, zugespitzt für unser Thema, auch bei den Grundfragen angekommen:

Gelingendes Leben – dafür ist doch jeder /jede allein verantwortlich? Was hat das mit mir zu tun? Was hat das mit unserer Gesellschaft zu tun?

Ich finde, es muss hier in aller Deutlichkeit formuliert werden. Auch wenn der öffentliche Diskurs sich hier gerne einen anderen Anstrich verpasst. In dem Sinne, dass es hier doch nicht um so gewichtige ethische Themen von allgemeinem Interesse ginge, sondern „nur“ um die politischen, psychologischen, soziologischen Einzelfragen, die man eben dann auch so , aber getrost auch anders beantworten könne.

Solches Zwielficht des gesellschaftlichen Diskurses findet sich ja auch in vergleichbaren Zusammenhängen, wie z.B. bei der Frage:

was ist es uns als Gesellschaft wert, wenn Millionen Menschen ohne bezahlte Erwerbsarbeit sind (kümmern wir uns dann wirklich darum, dass die betroffenen echte Hilfen erhalten oder heißt die Devise nicht eher: na gut, verhungern muss ja niemand – aber ansonsten: was geht es mich/ uns schon an, wenn es jemand nicht packt; wenn jemand zu schwach, zu doof, ist.

Oder bei den Geflüchteten: hier gibt es ja häufig nicht mal den Konsens, dass es wenigstens zum Überleben reichen sollte. Aber schon gar nicht darf es uns etwas kosten, denn wieso sollten wir dafür verantwortlich sein?

Da ist sie wieder, die entscheidende Grundfrage: wer ist wie verantwortlich – und wer ist füreinander verantwortlich – in welcher Form – mit welchen Konsequenzen?

Aber selbst wenn jemand oder gar viele unter uns den Extrempositionen im Sinne von: jeder ist schlicht für sich allein verantwortlich, nicht zustimmen, sondern wenn man durchaus anerkennt, dass manche Menschen in bestimmten Lebenslagen unsere Unterstützung, unsere Solidarität brauchen: was wäre das Ziel dabei und wann ist es erreicht bzw. was wäre dann damit erreicht?

Im Bereich der Arbeitswelt konnte ich das ähnlich verfolgen, denn die Feststellung, dass Millionen Erwerbslose einfach zu viel seien – was folgte daraus? Die Nutzung eines sogenannten Instrumentenkastens, der die Mittel und Wege bereit hält, die dazu führen –

ja wozu eigentlich ???

Dass jemand ein gelingendes Leben führen kann?

Das war lange Zeit nicht im Blick. Es reichte ja vermeintlich schon, dass Erwerbslose eben mal wieder ein Bewerbungstraining machen oder einen weiteren Computerkurs o.ä. Und selbst wenn diese „Maßnahmen“ „erfolgreich“ in dem Sinn waren, dass sie die Zeit der Erwerbslosigkeit beendeten: das allein reicht eben oft noch nicht für ein gelingendes Leben.

Und ebenso gilt doch auch: selbst wenn jemand in der Haftzeit eine Ausbildung machen kann oder seine Suchtproblematik beenden kann, heißt das dann, jemand kommt danach in ein gelingendes Leben?

Ich glaube, es ist mehr als deutlich: zum gelingenden Leben muss mehr hinzukommen als das Einhalten gesellschaftlicher Regeln, Normen und Verabredungen.

Auch hier gilt wieder, was ich am Anfang unterstrich: dass nämlich zu der kollektiven Seite in der Gesellschaft mit dem festen Willen und der dazu nötigen Finanzierung alles Sinnvolle getan wird; dass dazu aber auch ebenso die individuelle Seite kommen muss, die mich als Betroffenen in die Lage versetzt, für mich zu definieren, was für mich ein gelingendes Leben darstellt und eben auch, was es mir ermöglicht, dieses Ziel wirklich zu erreichen.

Da können auf der einen Seite eben die erörterten Aspekte und Maßnahmen auf der gesellschaftlichen Ebene nötig und wichtig und hilfreich sein (wenn sie gut geplant, organisiert und durchgeführt werden) aber es ist eben auch eine Frage meiner Persönlichkeit, meines Selbstvertrauens, meiner Bindungsfähigkeit, meiner Kommunikationsmöglichkeiten, meiner Zufriedenheit, Anerkennung, Orientierung und Partizipationsmöglichkeiten.

Ich gehe davon aus, dass hier die Aufgaben und Stärken der Gefängnisseelsorge liegen.

Ich möchte nicht missverstanden werden: all die Dinge, die eben erforderlich sind für ein gelingendes Leben, auf der Eben von Politik, von Strukturen, von Gesetzen und Regeln, all das soll und darf nicht außen vor bleiben; im Gegenteil: ich würde mir erhoffen, dass unsere Kirchen sich auch hier noch viel stärker in die gesellschaftliche Diskussion einmischen, auch wenn das sicher oft über die Kräfte der Seelsorge hinaus geht; denn es erfordert gesamtkirchliches Engagement im Sinne der gesellschaftlichen Verantwortung der Kirchen. Da sind vor allem auch Bischöfe und Synoden, Kirchenleitungen und Büros bei Land – und Bundestag mit in der Verantwortung.

Gleichzeitig sind Sie alle, nein besser, hier sind wir alle, die wir im Dienst der Kirchen stehen, aufgerufen, gemeinsam den Dampf im Kessel zu erzeugen, der die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erzeugt, die für ein gelingendes Leben eben erforderlich, aber auch nicht allein hinreichend sind.

Denn dazu muss eben die Stärkung der Grunddisposition der Menschen kommen, die in Haft sind und die Ihnen anvertraut sind.

Das ist eine Herkulesaufgabe, für die ich Ihnen großen Respekt zolle. Denn in welcher Vielfalt stellen sich da die Herausforderungen:

da wird es Schwachstellen geben, die vielleicht aus einer bestimmten Sozialisation heraus dazu führten, dass jemand nicht die Stärke hat entwickeln können, in bestimmten Situationen Nein sagen zu können, selbst wenn das die geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetze unserer Gesellschaft nahe legen.

Da wird es Menschen geben, die nie die Möglichkeit gefunden haben, persönliche, kritische Phasen ihres Lebens durchstehen zu können indem sie sich Hilfe holen.

Das erlernt und akzeptiert man eben nicht so einfach nach einer Erziehung in einer Gesellschaft, deren höchstes Prinzip das des Dschungels ist.

Aber auch Gelegenheit macht Diebe – oder eben auch nicht – das ist ja kein Naturgesetz. Hat aber auch immer etwas mit dem Verhältnis der Einzelnen und ihrer jeweiligen persönlichen Konstitution mit der gesellschaftlichen Lage und Situation zu tun.

Und mit dieser Erkenntnis, so scheint mir, sollte sich die Aufgabe und Möglichkeit kirchlicher Seelsorge im Gefängnis immer mehr darauf konzentrieren:

die Betroffenen stark zu machen, genau diese Verhältnisbestimmung zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen mir und den Anderen, zwischen meiner Liebes- und Leidenschaft auf der einen und den Erfordernissen von Stärke einer Konkurrenzgesellschaft auf der anderen Seite, genau dieses Ausrüsten und Einüben und Befähigen, dieses zu „coachen“ wie man vielleicht neudeutsch sagen würde.

Nun mag bei mancher/ bei manchem von Ihnen der Einwand kommen: dann bin ich doch „nur“ noch Psychologe/Psychologin?! Ist das noch Aufgabe von Seelsorgenden? Sind wir da noch bei der Kirche?

Sie erinnern sich vielleicht, dass ich am Anfang etwas davon erzählt habe, dass ich in meinem Arbeitsfeld als Pfarrer oft vergleichbar angefragt worden bin: ist das, was Du da machst, denn noch Aufgabe von Kirche, machst du da nicht eher Politik?

Das mag Etlichen an der Oberfläche so erscheinen – aber das Evangelium ist konkret. Und seine Verkündigung beschränkt sich nicht auf ein Deklamieren und schon gar nicht in einen luftleeren Raum hinein, der gänzlich unbeleckt von gesellschaftlichen Einflüssen wäre.

Die gute Botschaft für die Menschen ist eben mehr als das Verkünden von Glaubenssätzen, bei denen ich dann aufgefordert bin, sie für wahr zu halten.

Natürlich habe ich Verständnis dafür, wenn Menschen solche Art Fragen stellen. Unsere kirchlichen und gesellschaftlichen Traditionen und Vergangenheiten legen das ja geradezu nahe. Und wer begegnet denn auch schon solchen „kirchlichen Sonderbereichen- und diensten“ wirklich im Alltag?

Wenn ich eben manchmal gefragt wurde, mal ganz kurz zu sagen, was ich als Industrie- und Sozialpfarrer denn so mache, dann habe ich häufiger geantwortet: eigentlich auch nichts anderes als das, was sie als Aufgaben und Tätigkeiten ihres Gemeindepfarrers bzw. Seelsorgenden kennen: den Versuch zu machen, die gute Botschaft Gottes in Wort und Tat den Menschen nahe zu bringen.

Nur dass ich dabei eben nicht in den Grenzen einer Pfarrei, einer Gemeinde zuständig bin, die sich im Stadtplan rund um einen Kirchturm markieren ließe, sondern dass ich dabei eine Gemeinde habe, deren Menschen sich, in meinem Fall damals zwischen der ersten Lohnsteuerkarte und dem Rentenbescheid definierten; bei Ihnen wäre vielleicht zu formulieren: Menschen aus bestimmten Gründen in einer besonderen Lebenslage: das ist meine Gemeinde, meine Pfarrei.

Also: die äußeren Bedingungen für die Arbeit sind eher speziell (eben eine besondere „Zielgruppe“) und dazu gehören sicherlich auch besondere Kenntnisse (bei mir z.B. das Betriebsverfassungsgesetz / bei Ihnen wahrscheinlich eher psychologische Kenntnisse) aber:

die Grundaufgabe ist gleich und gleich ist auch: die Konstante Mensch, mit seinen Grundbedürfnissen, seinen Sehnsüchten und Wünschen, aber eben genauso auch mit seinen Schwächen und Defiziten, die ihn als Geschöpf Gottes definieren.

Ja, er ist das Ebenbild Gottes und hat damit auch unverlierbare Rechte und eine Würde, die nicht antastbar ist, aber er ist gleichzeitig auch Gottes Geschöpf und nicht Gott selbst. Damit muss ich rechnen und klar kommen, ich mit mir persönlich und auch unsere ganze Gesellschaft.

Und somit komme ich auch hier wieder zu der Einsicht, dass sich unser Thema immer wieder in all seinen Aspekten zwischen zwei Brennpunkten bewegt: dem Individuum und der Gesellschaft.

Um es zu verdeutlichen: „gelingendes Leben“: das ist in erster Linie eine Begrifflichkeit, die ich für mich individuell füllen bzw. definieren muss. Nur ich bin in der Lage zu beurteilen, ob mein Leben ein gelingendes ist oder eben nicht. Dafür gibt es keine allgemein anerkannten, quasi naturgesetzlichen Bestimmungen. Und vor allem muss eben nicht in allen Fällen die gesellschaftliche Sicht auf ein gelingendes Leben für mich mit meiner Sicht der Dinge deckungsgleich sein.

Und vielleicht ergibt sich aus dieser Feststellung auch eine erste Konsequenz für die Seelsorge im Gefängnis: dann ist doch eine der wichtigsten Aufgaben, hier alles zu versuchen, was dazu verhilft, jemanden darin zu bestärken, sich diese Einsicht zu ermöglichen, sie zu erhalten und zu stärken im Sinne eines positiven Selbstbildes; von Selbstvertrauen und Selbstsicherheit.

Und auch wenn ich natürlich weiß, dass Bilder auch nur einen begrenzten Aussagewert haben: das ist also so, wie bei einem Dalben, der fest im Wasser verankert ist und so auch den Wellen und den Wassermassen standhalten kann, die ihn umschließen.

Natürlich wird so ein Dalben im Laufe der Zeit auch vom Wasser, das ihn umgibt, geformt und beeinflusst, aber wenn er wirklich gut gegründet und fest verankert ist, dann kann er im besten Sinn des Wortes auch dort „be-stehen“.

Ist diese Gründung aber zu schwach, zu wackelig, dann besteht immer die Gefahr, dass der Dalben sich vom Grund löst, dass er herausgerissen wird und dass er womöglich dann auch nur noch im Wasser treibt, das ihn umgibt, mal hierhin, mal da hin und, wenn es noch schlimmer kommen sollte, dass er seine positiven Funktionen als Dalben verloren hat und er im Gegenteil sogar als eine Art „Treibholz“ zur Bedrohung für andere wird.

Aber um das Bild, trotz aller Vereinfachung und allen Defiziten, noch ein wenig weiter zu bemühen: so weit ich weiß, kann das Wasser, das den Dalben umgibt, ihn nicht nur abschleifen und zerstören, sondern es ist für eine lange Lebensdauer sogar auch notwendig,

dass es ihn umgibt. Denn wäre das Wasser nicht da und stünde der Dalben im Trockenen, würde das seine Lebenserwartung erheblich verkürzen.

Er wäre „an die Luft gesetzt“ und das erträgt ein Dalben nicht lange. Ja, er ist auf seine Umgebung tatsächlich angewiesen. Zumindest dann, wenn seine Aufgabe gelingen soll.

Ja, es braucht also außer der festen Gründung auch das umgebende Wasser, aber ein Wasser, das die Existenz erhält und ihm nicht schadet, wie zum Beispiel, wenn es mit allerlei giftigen Stoffen verunreinigt wird, wenn es unnötig aufgepeitscht wird o.a.m.

Nun aber genug und raus aus dem Bild und zurück zur Frage, was das für die Seelsorge im Gefängnis bedeuten könnte:

wenn also jemand gefestigt und stabil in sich ist, wenn jemand genug Selbstvertrauen erlangt und oder wiedergefunden hat (und das ist sicherlich eine der Hauptaufgaben der „klassischen Seelsorge“ und die ist, so vermute ich, auch nicht wirklich umstritten in der Gesellschaft – hoffe ich jedenfalls) dann muss noch etwas hinzukommen: nämlich der Bereich, der bei der Aufgabenstellung für mich umschrieben war mit „aus Sicht der Gesellschaft“.

Hier wird notwendigerweise der individuelle Bereich verlassen. Hier muss es auch um den öffentlichen Diskurs gehen. Denn ich hoffe, es ist deutlich geworden:

es soll hier keinesfalls einem schlichten Individualismus das Wort geredet werden. Denn das hieße ja: ich habe eben keine „erfolgreiche Seelsorge“ geschafft, wenn ich jemanden so gestärkt habe, dass seine/ihre individuelle Grundverankerung ihn/sie „ohne Rücksicht auf Verluste“ durch dick und dünn gehen lässt.

Nein, die Sicht der Gesellschaft hat natürlich ihre Berechtigung und ihren Platz. Aber das eben auch keinesfalls unhinterfragt und für immer gültig und unveränderbar.

Ganz im Gegenteil: die „gesellschaftliche Sicht“ ist ja manchmal eher wie ein Fähnchen im Wind, zumindest aber immer dem sog. Zeitgeist bzw. der historischen geistigen Diskussionslage geschuldet.

Anders wären die hier zu beobachtenden Verschiebungen doch auch nicht erklärbar; denn was vor hundert Jahren als völlig selbstverständlich und im Einklang mit der aktuellen Erkenntnissituation galt, das ist heute doch oft ganz anders. Allein schon die Geschichte des Begriffes der Resozialisierung zeigt das ja. Und da sind ja auch die aktuellen Beispiele im Blick auf die Inhalte der Gesetzgebung, wie zum Beispiel: soll Drogengebrauch, -handel, sollen überhaupt die verschiedenen Drogenarten alle gleich strafbar sein? Aber auch im Blick auf das, was eigentlich als „Vergehen“ überhaupt angesehen werden soll: z.B. Gewalt in der Ehe; Kundentäuschung im Handel; Datenklau bzw. -erhebung und Verwendung – alles Dinge, deren Bewertung im Fluss waren bzw. sind.

Alles das zeigt doch deutlich: wir müssen im öffentlichen Diskurs deutlicher machen, dass viele Dinge dem Wandel der Zeiten unterliegen; dass jede Gesellschaft natürlich das Recht

hat, ihre Spielregeln zu definieren – ohne sie ginge es doch gar nicht – aber dass es hier auch Grenzen gibt, denn die Würde jedes/ jeder Einzelnen/er muss gewährleistet sein. Zumindest so weit sollte aus christlicher Sicht unsere Gemeinsamkeit in der Begründung als Geschöpf Gottes reichen.

Und: der öffentliche Diskurs zum gelingenden Leben muss immer neu geführt werden.

Und hier sehe ich eine weitere wichtige Aufgabe der Seelsorge im Gefängnis, am sinnvollsten gemeinsam mit anderen kirchlichen Diensten und Institutionen.

Denn das würde bedeuten, zum Beispiel Fragestellungen als Diskussion weiter zu befördern, wie diese:

Ja, unsere Gesellschaft kennt das Recht auf Eigentum. Insofern ist verständlich, dass jemand, der jemandem etwas entwendet, diese Regel verletzt und damit Sanktionen erfährt. Und dennoch: müssen wir auch hier nicht differenzieren?

zum Beispiel zwischen einem Autoklau und der sogenannten Beförderungerschleichung(im Hartz IV Satz reichen die Mittel zur Mobilität hinten und vorne nicht – aber gibt es denn nicht ein Recht in unserer Gesellschaft auf Mobilität – und wird mit diesem Zustand nicht eine „Grundverankerung“ in Frage gestellt?

Und ist zum Beispiel derjenige, der sich durch die sog. Cum-ex Geschäfte um Milliarden bereichert, indem er öffentliche Gelder für sich „privatisiert“ nicht ein viel schlimmerer Regelverletzer als z.B. ein Taschendieb? Wie gestaltet sich da die gesellschaftliche Diskussion? Verhindert so etwas nicht gelingendes Leben für Tausende unserer Mitmenschen, weil diese Milliarden dann fehlen – auch für Hartz IV Sätze, die ein Mobilitätsrecht ermöglichen könnten?

So eine Aufzählung ließe sich bestimmt noch um etliche Beispiele verlängern, was aber bleibt, sind auf jeden Fall Fragen wie:

warum beschränkt sich die gesellschaftliche Sicht auf ein gelingendes Leben oft auf die verkürzte Definition auf ein Leben ohne Straffälligkeit, wo doch deutlich ist, wie variabel und manchmal auch ethisch wenig konsequent diese Definition ist?

warum trifft eine gesellschaftliche, öffentliche, veröffentlichte Sicht auf ein gelingendes – vor allem aber auf ein misslingendes Leben - auf so viel Widerhall, wenn als Hauptkriterium das „Selbst Schuld“ so erbarmungslos eingesetzt wird? (Hier ist für mich im Übrigen wieder eine große Übereinstimmung mit der Diskussion um Arbeitslosigkeit festzustellen).

„Gelingendes Leben aus gesellschaftlicher Sicht“ – das war ja die Formulierung für meinen Teil im Programm des Treffens hier.

Ich will versuchen, ein wenig zusammen zu fassen:

Gelingendes Leben aus gesellschaftlicher Sicht darf nicht das Ergebnis einer Befragung sein, das über eine prozentuale Auswertung definiert werden kann. Dennoch muss immer wieder einfließen, dass die gesellschaftliche Sicht einer der prägendsten Faktoren zumindest für das Zustandekommen von Vorstellungen von gelingendem Leben ist.

Daraus ergibt sich auch eine gesellschaftliche Verantwortung für den öffentlichen Diskurs, denn gelingendes Leben soll ja befördert und nicht verhindert werden.

In diese öffentliche Debatte einen eigenen Beitrag einzubringen, das erscheint mir eine unverzichtbare Aufgabe von Kirche zu sein, die ihren Auftrag, die gute Botschaft in Wort und Tat zu verkündigen, wirklich ernst nimmt.

Dabei ist immer zu bedenken, dass wir als Kirche inzwischen nicht mehr das Monopol auf Deutungshoheit haben.

Unser „Pfund“ in dieser Diskussion ist aber, neben der inhaltlich theologisch geprägten Überzeugung, der „Vorteil“, dass wir, hoffentlich zumindest, in der Lage sind, Individuum und Kollektiv im Menschen zusammen zu sehen und wir damit einen Weg aus der Falle weisen können, die sich zwischen den Polen des Rechtes auf Selbstverwirklichung des Individuums auf der einen und dem Recht der Gesellschaft auf das Erstellen und Einhalten von Regeln des Zusammenlebens auf der anderen Seite ergibt.

So mündet nicht alles in einer „platten“ Parteinahme für alle Gefangenen. Dennoch aber scheint mir die Parteinahme für die Seite der Gefangenen nötig zu sein in einer gesellschaftlichen Diskussionslage, die in weiten Teilen meint, mit populistischen Forderungen nach härteren Strafen, strengeren Gefängnissen, etc. auskommen zu können.

Klar, es gibt für die Gesellschaft ein Recht auf Schutz; es gibt einen nachvollziehbaren Wunsch nach Bestrafung und es gibt die Notwendigkeit von einheitlichen Regeln

Aber:

wir müssen darüber reden, was unsere Gesellschaft dazu beitragen kann, dass der /die Einzelne für sich ein gelingendes Leben realisieren kann und: was dabei eher abträglich und hinderlich ist.

Und: niemand ist aus seiner/ihrer persönlichen Verantwortung dabei entlassen, auch wenn die gesellschaftlichen Bedingungen dabei eine so große Rolle spielen

In Beidem spiegeln sich für mein Empfinden die doppelte Seite der kirchlichen Arbeit in Gefängnissen wieder: die Seite der Einzelgespräche und individuellen Hilfen, aber eben auch die gesellschaftliche Verantwortung im Prozess des „Austarierens“ von Individuum und Kollektiv.

Dass beides unverzichtbar ist, sollten wir als Christinnen und Christen wissen!

